



ES WAR EINMAL ...

7. August 2016

Alfred Keils Kolumne

ES WAR EINMAL EIN BENGEL, der Namen und Titel sammelte wie seine Kameraden Sanella-Bilder und Briefmarken. Aber die Anrede, die er sich wünschte, ließ lange auf sich warten. Er sehnte sich nach einer ganz bestimmten, nach einer, die ihn aus der grauen Masse heraushob.

Die Erwachsenen nannten ihn "Keiphelebb", wie sie auch seinen Vater und dessen Vater nannten. Auf Hochdeutsch heißt das: Keil, Philipp. Der Bengel war allerdings der Erste in der Linie, der vom Pfarrer bei der Taufe nicht so genannt wurde.

Die älteren Jungen riefen "Howwerhengst -- Haferhengst" hinter ihm her. Und er wusste nicht, warum sie das taten. Aber er hatte immer den Verdacht, dass sie eigentlich seinen alten Herrn meinten. Andere neckten ihn mit "Ortsdiener", weil er Gedichte in die Klasse plärrte wie der Mann mit der Schelle die Bekanntmachungen durch die Straßen.

Als er elf Jahre alt war und zur Erholung in den Schwarzwald geschickt wurde, war es endlich soweit. Nachdem sich die Buben der Station 4 im Bad Dürrheimer Kinderheim des Roten Kreuzes versammelt hatten, fragte ihn die Aufsicht führende Schwester: "Du da mit dem schwarzen Haar, wie nennen sie dich zu Hause?" Diese Gelegenheit ließ er sich nicht entgehen: "Wikinger!" Und sie riefen im Chor: "Wikinger! Wikinger! Wikinger!!"

Heute habe ich Nachsicht mit dem kleinen Jungen, der unbedingt so stark sein wollte wie diese Berserker aus Skandinavien. Er wusste damals noch nicht, was er heute weiß. Mit den Wikingern hat die europäische Misere angefangen. Auf ihren schnellen Langbooten suchten sie die Küsten vor allem Englands heim, raubten, stahlen und schlugen tot. Ein Stoßgebet ist überliefert aus dieser Zeit: "Herr, bewahre uns vor dem Zorn der Nordmänner!"

Später, im 19. Jahrhundert, taten fast alle Europäer, was die Wikinger im Mittelalter schon

getan hatten. Aber sie taten es im großen Stil. Sie unterwarfen Kontinente und Länder, um sie auszubeuten: Afrika, Amerika, Australien, Indien. Zu diesen Kolonialmächten gehörte auch Deutschland.

Im Frühjahr 1968 erlebte ich - ja, der Bengel war ich! - einen Rückfall in diese Barbarei. Als ich an den Ritterspielen um das Château Saint Maurice in La Charité sur Loire teilnahm, nannte mich "Irmela die Bechlarnsche" wegen meines grimmigen Aussehens "Tristram le Norman -- Tristram der Normanne". Zusammen mit einem Deutsch-Ritter und seinen Eisenfressern kämpfte ich gegen die Pelzmützen aus dem Osten.

Im großen Aufenthaltsraum des Königsteiner Schülerheims der Inneren Mission bimste ich während der Fußball-WM 1958 Latein. Neben mir kämpfte ein Tertianer mit der Aussprache einer französischen Frage: "qu'est-ce qu'il y a - was ist los?" Der Nebenmann verhackstückte diesen eigentlich eleganten Satz ziemlich brutal und so lange, bis mir herausfuhr: "Käsekiel, Häsekiel, Hesekiel! - Du bist mir auch so ein Hesekiel!"

Da war es passiert. Nicht der radebrechende Schüler bekam diesen Necknamen, sondern ich. Dabei betonten sie dieses Wort aus dem Alten Testament fürchterlich falsch. Sie sprachen das "kiel" aus wie den Namen der nordeutschen Stadt.

Wenige Tage später verpassten sie mir einen zweiten Uznam, nämlich "Lisbeth". Daran war unser Erzieher schuld. Als die älteren Pennäler mich aufzogen, weil ich als einziger nicht auf Brautschau ging, dichtete mir Herr Stephan eine Freundin an. Sie sei wunderschön und heiße Elisabeth. Von nun an war ich auf dem Fußballplatz die "Lisbeth", während die Pfadfinder weiterhin "Hesekiel" riefen. Bei denen bekam ich bald auch einen offiziellen Titel: "Stammesbeauftragter für Liedgut".

Wenn ich den "Flett", den Sattler auf dem Busecker Anger, traf, begrüßte er mich mit

"Rettch-Keil", weil vor Menschengedenken ein Namensvetter aus einem Nachbardorf mit der Schubkarre gekommen sei, um Rettich zu verkaufen.

Auch als Erwachsener sammelte ich noch Anreden und Pseudonyme. Am Arbeitsplatz beim Weilburger Tageblatt nannten sie mich "Fredo". Im Hinterland, vor allem in Biedenkopf, bin ich heute noch der "Fredi". Und weil ich meine Glossen mit "Tartarin" nach dem französischen Eulenspiegel namens Tartarin de Tarascon unterschrieb, machte "Sir William" von der Freien Wandergruppe "Tarasconi" daraus. Aber für die Biedenkopfer "Wurzelbürger" war ich lange Zeit ihr "Kasimir". Das war eigentlich der Uzman meines ersten Vorgesetzten, den sie so lange für meinen Vater hielten, bis sein wirklicher Sohn Jörg die Redaktion unsicher machte. Und weil ich damals schon lange Haare, einen Bart und eine französische Drillichjacke trug, betitelte mich ein vornehmer Pinkel, der aus der Großstadt zugezogen war, so: "Hinterland-Tupamaro". Harald, der Sohn des Hauses Schaufuß, wo wir alle zu Mittag aßen und auch nachts noch unsere Langeweile vertrieben, war mit all dem nicht zufrieden und fügte eine Charakterisierung hinzu: "Rustcal Snob".

Schüler meines Vaters, die ich einmal als Betreuer nach Österreich begleitete, schufen für mich die klangvolle Anrede "Ali Ben Ali". So nämlich rief mich Klassensprecher "Mifi" aus, bevor ich zum ersten Mal in meinem Leben in ein Mikrofon sang.

Mein Dichtervater Hans-Christian Kirsch hängte mir gleich vier Namen an: "Guru", weil ich immerfort von den indischen Sikh schwärmte, die mich behandelt hatten wie ihresgleichen, und "Pancho" nach Pancho Villa, dem mexikanischen Freiheitshelden, dem ich angeblich ähnlich sah. Um mich zu ärgern, rief er manchmal auch "Sancho!" Nach dem tumben Begleiter des traurigen Ritters Don Quijote. Schließlich gab er einmal ein Bändchen mit einer Auswahl meiner Gedichte heraus: "Die Welt des Roten Barbaren". Er hielt es für barbarisch, am Christentum festzuhalten. Und auch meine rote Jeans gelangte in diesen irreführenden Buchtitel.

Das große Indien-Abenteuer teilte ich mit meinem sechsjährigen Sohn Ragnar. Und obwohl ich mich in der Mythologie der Sikh, die unsere Gastgeber waren, einigermaßen zu Hause fühlte, ließ sich der Lütte nicht bewegen, sich ebenfalls in dieser Richtung zu orientieren. Er blieb bei seinem einzigen Vorbild, dem Rodeo-Reiter Jesse California. So ließ er sich auch von mir anreden. Mich nannte er nach dem Indianer-Stamm, mit

dem ich mich lange beschäftigt hatte, "Kid Cheyenne".

Als ich in die Weilburger Redaktion versetzt worden war, hatte ich bei Beltz gerade mein erstes Buch herausgebracht. Eines Tages kam ich nach dem Mittagessen ins Büro und blieb wie festgenagelt im Türrahmen stehen. Ich sah, wie ein Kollege mein Erstlingswerk in die Höhe hielt und so tat, als zitiere er daraus, und zwar mit affiger Betonung. "Nie wieder", dachte ich und legte mir noch am selben Tag ein Pseudonym zu: "Angelo Niklas". Der Nachname ist der des Vaters meiner Mutter und meiner "Gote". So sorgte ich zudem dafür, dass dieser Familienname nicht ausstirbt. Der Vorname bedeutet Engel. Im Kindergarten hatte einmal eine Mutter zu einer anderen über mich als Alleinerziehenden gesagt: "Er ist wie ein Engel. Dem Kind fehlt nicht die Mutter, sondern der Vater."

Viele Jahre später, im Verlauf eines Treffens des Lyrischen Oktobers in Freudenstadt, übersetzte die Lyrikerin Fe Berg meinen neuen Vornamen ins Arabische. Sie nannte mich mit großer Beharrlichkeit "Melek". Während meines mehrwöchigen Arbeitsstipendiums im Internationalen Autorenzentrum von Rhodos erfuhr ich philosophische Weihen. In einem schmucken Restaurant in der Altstadt liebdienerter Kellner einmal mit "Platon", ein andermal mit "Sokrates".

Auch Schicksalsschläge blieben nicht aus. Nachdem mein Vater tödlich verunglückt war und meine Frau uns verlassen hatte, musste ich meinen kranken Sohn in eine Klinik bringen. Der überweisende Arzt schüttelte mir mitfühlend die Hand und verlieh mir ein weiteres Etikett: "Altvater Hiob". Und nachdem ich selbst einen Atemstillstand überlebt hatte, rief ich meinem Sohn und meinem Bruder zu: "Kuckt nicht so belämmert! Ich bin Herkules!"

Unter dem Einfluß seiner Bücher über den keltischen Druiden und Königsmacher Merlin hatte ich zur Jahrtausendwende für den amerikanischen Autor Thomas A. Barron ein Lied geschrieben. Sieben Jahre später zog ich mit meinem Freund Manfred Weller zur Buchmesse nach Frankfurt, um dem Mann aus Colorado "Dagdas Drachenlied" vorzutragen. Tief ergriffen, bestätigte er mir, ich sei ein wahrer Drache und nannte mich fortan "Dragonblood - Drachenblut".

Mein jüngster Zuname ist "Der Braune". Nachbarin Uschi hat ihn kreiert. Auf meine Frage, ob da Tolkiens "Radagast der Braune" Pate gestanden habe, lächelte sie nur.